

(Nachdruck verboten.)

27]

## Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

„Das ist ja gerade kein sehr erbauliches Thema für mich als Nachfolger,“ lächelte der Bürgermeister. „Ich bin übrigens der Ansicht, daß der Mann, wenn man es verstanden hätte, ihn richtig zu behandeln, eine nützliche Kraft für die Stadt geworden wäre.“

„Hm, — krankhaft eigensinnig! — Er ruinierte sich im Grunde gleich zu Anfang, — scheiterte an einer kleinen Klippe. — Sie haben wohl die gute, wohlgeordnete Beleuchtung unsrer Stadt beachtet? — Ja, er fing damit an, seine ganze Bürgermeister- und Polizeidirektoren-Autorität darein zu setzen, daß wir zwei, — sage und schreibe zwei, — Laternen oben in einer Hintergasse kriegen sollten! — Deswegen stellte er die ganze Stadt auf den Kopf, — und wurde schließlich, sozusagen, selber an den Laternenpfählen aufgehängt. — Wir haben in den letzten Jahren selbst ein wenig Polizeidirektor spielen müssen.“

„Ja, von der Verantwortung hoffe ich Sie befreien zu können,“ meinte der Bürgermeister, er zog die Lippe ein wenig energisch unter die Nase.

Verteufelt amtliche Miene, dachte der Direktor.

„Ich hoffe, der Herr Direktor und andre einflußreiche Männer werden mir Hilfe und Beistand gewähren!“

„Auf mich können Sie rechnen, Herr Polizeidirektor, — und dann werden Sie schon sehen, daß mit mir verschiedene andre Kräfte verbunden sind.“

„Kann Ihre Zuverlässigkeit nicht genugsam schätzen,“ dankte der Bürgermeister ein wenig formeller, als dies nach Dratts Ansicht nötig gewesen wäre. —

Ein höchst unnahbarer Mensch, dachte der Direktor; er maß ihn mit den Augen, — er war mindestens so groß wie er selber, gehörte zu den stattlichen, ansehnlichen Erscheinungen, die sich schon von weitem auf der Straße bemerkbar machen und von Wichtigkeit strohen.

„Sie werden verstehen können,“ fuhr der Bürgermeister fort, „daß es für mich eine gewisse Befriedigung ist, meine Wirksamkeit nach einer der Städte verlegt zu wissen, die sich in den letzten Jahren verhältnismäßig am schnellsten entwickelt haben. Der große, zunehmende Verkehr, — allein ein Hotel wie das von Madame Michelsen, giebt einem sofort einen Eindruck, — ein altes herrschaftliches Gebäude mit ganz moderner Einrichtung, — Einfahrt für die Diligence, — hohe, prächtige Zimmer mit der Aussicht über den Hafen, — und was für Lokalitäten für öffentliche Versammlungen und Konzerte!“

„Hm, ja, wir haben sogar zwei große Hotels. Enoksens nimmt es tapfer mit Madame Michelsens auf und wird sogar von den meisten Leuten hier in der Stadt unbedingt vorgezogen.“

„Für meinen flüchtigen Blick würde schon allein das herrschaftliche Aussehen — aber, hm,“ er zog abermals die Oberlippe in die Höhe, „so aus Erfahrung kann ich ja natürlich noch nicht reden. Diese gänzlich neuen Verhältnisse erfordern Zeit, ehe man erwarten kann, sie zu beherrschen.“

Zu beherrschen — zu beherrschen! Dieser sonderbare Ausdruck wollte dem Direktor gar nicht recht scheinen, ein wenig reichlich unabhängig scheint mir der gute Mann!

„Und dann sollen hier in der Stadt ja ganz ungewöhnlich angenehme gesellschaftliche Verhältnisse sein,“ lenkte der Bürgermeister auf ein andres Thema über. „Menschen, an die ich und meine Familie uns scheinbar gern anschließen werden. Da ist ja auch dieser feine, lebenswürdige Herr Johnston. Ich stattete ihm gestern meinen Besuch ab und bin ganz eingenommen von dem Mann.“

„Ja, das ist so seine Art, er nimmt die Leute sofort für sich ein!“ kam es ein wenig hastig heraus.

„Ja, nicht wahr, so natürlich und offen, keine Spur von Arroganz; sein Haus ist ja eine Art Ausgangspunkt für die alte, bekannte Johnstonsche Familie geworden.“

Der Direktor saß schweiß brütend da: „Ja, das geht auf und nieder, Herr Bürgermeister. Er lebt auch von Konjunkturen und Misfitos! Ich kann wohl sagen, ich habe ihm mehr als einmal aus der Patzschke geholfen,“ versetzte der Direktor mit einer Miene, die ein bescheidenes Selbstgefühl ausdrückte. „Bei all den Waldbränden hier in der Gegend schwebte sein Besitz in der größten Gefahr. Es wäre sein völliger Ruin gewesen, wenn ich nicht zufällig meine Ahnungen gehabt hätte, ich kenne die Waldungen von alters her, will ich Ihnen sagen; — und es gelang mir wirklich, die Mannschaften so rechtzeitig dahin zu dirigieren, in der zwölften Stunde, versichere ich Sie, — daß dem Feuer noch Einhalt gethan werden konnte. — Es konnte gewissermaßen ein wahrer Schicksalstag für die ganze Johnston-Malkolmsche Familie genannt werden.“

Der Bürgermeister bot dem Direktor mit der größten Freundlichkeit ein brennendes Schwefelholz an; während ein gut Teil von der andren Hälfte seiner Funktion, — vom Polizeidirektor — in seinem sinnenden Blick lag. — „Herr Johnston hat auch von Ihnen mit entsprechender Wärme geredet.“

Der Direktor erhob sich plötzlich. „Der Zweck meines Kommens war also, außer der Absicht, Ihnen meinen Gegenbesuch zu machen, meine Bitte an Sie, ganz über mich zu disponieren, falls ich Ihnen einen Dienst erweisen kann, jetzt im Anfang, wo Sie sich hier einrichten und Ihren Hausstand begründen wollen, zum Beispiel in Bezug auf Arbeitsleute, Tischler. — Ich habe genug Leute auf dem Sägewerk, die ich Ihnen überlassen kann.“

„Sehr verbunden! Besten Dank, Herr Direktor!“

Der Direktor eilte die Straße hinunter. Der neue Polizeidirektor schien auch ein wenig hoch zu Ross zu sitzen, beabsichtigte vielleicht, seine besonderen, höchst eigenartigen Wege zu gehen, wenn es so weit kam! „Menschen, an die er sich anschließen kann.“ — „Seine Verbindungen wählen!“

Und sofort an Johnston hängen geblieben! Er schlug mit dem Stock in die Luft und setzte eine höhnische Miene auf, als beiße oder brenne ihn etwas. Dies Entzücken dürfte ihm vielleicht nicht allzu gut bekommen. Nichts er sich nicht auch schon in die Angelegenheit mit Madame Michelsen und dem ganzen Hotel, als sei er ein Urgroßvater hier in der Stadt? Am Ende nimmt er die Oberbestimmung über die Lokalitäten für die Stadt in Freude und Leid in die Hand!

Davor muß dem doch, zum Ausdruck, ein Niegel geschoben werden!

In tiefe Grübeleien versunken, das Kinn vorstreckend, schritt er dahin.

Es ist überhaupt nichts Gutes gewesen, diese Freundschaft mit Madame Michelsen. — Wird doch nie etwas recht Präsentables da unten bei Enoksen, — riecht nach einer Fuhrmannskneipe, — etwas von Nummer zwei liegt über dem Ganzen!

Er fing an, langsam durch die Straßen zu schlendern und den Lokalitäten, die das Hotel der Madame Michelsen umgaben, eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken; er war eigentlich in den letzten beiden Jahren nicht so recht an der Thür vorbei gegangen. Allerlei Neues, seine Ausstattung mit Messingtram an der Treppe und der Hausthür. Und in der Einfahrt erblickte er die Diligence, die auf ihrem Halteplatz stand und wartete, sie zogen gerade ein Paar Pferde hin, die angespannt werden sollten.

Es ist eigentlich schade, daß die Stadt hier nicht vollzählig repräsentiert wird und Zutritt hat!

Frau Michelsen fiel fast zu Boden vor Entsetzen, als sie hörte, daß der Direktor in ihrem Privatzimmer sei und mit ihr sprechen wolle.

Sie stand gerade vor dem Bratenfeuer, wurde aber noch röter. „Der Dir—ek—tor — hier? Du großer Gott!“ sie ließ die Kelle sinken.

„Ja, und er will mit Dir sprechen, Tante.“

„Mit mir? Was für ein Unglück soll denn nun über uns hereinbrechen? Ich zittere am ganzen Leibe. Nein, ich gehe nicht hinein. — Dazu soll mich keine Macht der Welt bringen! Hat er mir nicht den Klub fortgenommen und die Telegraphenstation und alle öffentlichen Versammlungen und Bälle? Hat er nicht die Ehre der Stadt von mir genommen,“

so weit das in seiner Macht stand, — und mir, der armen, hilflosen Witwe, in Wort und That geschadet? — Ich geh' nicht zu dem abscheulichen Kerl hinein, so lange ich hier draußen stehen kann. Sag' ihm das nur, sag' ihm das, Du!"

Ihre halberwachsene Nichte, die den Bescheid gebracht hatte, blieb ratlos und erschrocken in der Küchentür stehen.

"Sag' ihm das, — sag' ihm das nur! — Ich soll am Ende noch ausziehen, weil er es wünscht? Er will mich wohl aus meinem Hotel vertreiben? Ach nein," sie glättete in der Verzweiflung ihr Haar und warf die Küchenschürze ab, während ihr Blick wieder den gewöhnlichen, ruhigen Ausdruck annahm, „das wollen wir denn doch erst einmal sehen."

Sie schritt über die Diele, wappnete sich mit ihrer eignen Würde und der des Hotels, und trat bleich und zitternd ins Zimmer:

"Ich höre, daß der Herr Direktor mit mir zu sprechen wünscht. Darf ich fragen, was für eine Hiobspost es ist?" bebte ihre Stimme. "Wollen der Herr Direktor nicht die Güte haben und Platz nehmen?"

"Jetzt sollen Sie mich einmal ganz ruhig anhören, Madame Michelsen! Wir sind ja sozusagen Kinder einer Stadt und alte Bekannte!"

"Ja, das weiß Gott, Herr Direktor, ich und mein Hotel, wir haben Sie kennen gelernt! Alle die schlaflosen Nächte, die ich im Bette gelegen und geweint habe!"

"Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie eine von den Frauen sind, die mir die größte Achtung und den größten Respekt eingeflößt haben, so wie Sie Ihre große Geschichte gedeichelt und es verstanden haben, sie in die Höhe zu bringen."

"Das ist ja etwas ganz Neues vom Jahr, Herr Direktor," kam es heißend und lächelnd mit feuchten Augen.

"Sie müssen doch wissen, daß ich nie etwas Persönliches gegen Sie gehabt habe, Madame Michelsen?"

Sie stuchte, ein solcher Gedanke schien freilich auch fern zu liegen.

"Sie haben einen so ungewöhnlich guten Verstand, daß ich glaube, ich kann mit Ihnen wie mit einem Kameraden sprechen, Madame Michelsen."

Sie wissen, ich habe alles für diese Eisenbahn geopfert, habe meine ganze Kraft darauf eingesetzt! Und Sie kennen mich wohl noch aus alten Zeiten, Madame Michelsen, ich thue nichts halb, Rücksichtnehmen ist nicht meine Sache," er streichelte ihr scherzend die Hand. "Diese Eisenbahn ist während der letzten Jahre mein ganzes Sinnen und Trachten gewesen. Und solange die Diligence, die ja im wesentlichen auf Ihrem Hotel beruht, der Aussicht, mein Ziel zu erreichen, im Wege stand, mußte ich ja gegen Sie sein. Sie werden das verstehen. Es war nicht recht, Madame Michelsen, nein, es war nicht recht, daß Sie die Diligence stützten."

"Ich muß mich damit trösten, daß ein Mann wie Johnson auch für die Sache war," wandte Madame Michelsen fein ein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Im Bayerischen Wald.

Im Belle-Alliance-Theater gastiert zur Zeit ein häuerliches Schauspiel-Ensemble, das sich „die Waldler“ nennt. Die Leute stammen aus dem „Bayerischen Wald“, welcher, mit dem Böhmer Waldgebirge ein zusammenhängendes Ganzes bildend, die bayrischen Hochebenen im Osten durch seinen dunklen Tannforst wirkungsvoll abschließt. Im Norden und Westen wird er von der Gams und Regen, im Südwesten von der Donau umgrenzt. Der „Wald“ hat den Typus des Mittelgebirges; seine höchsten Erhebungen (Lusen, Leber, Dreifessel, Plöden und Buchelstein) steigen nur bis 1400 Meter hinan. Er ist bis oben auf bewaldet. Der „Urwald“ mit seinen Niesensichten und Tannen, Felsblöcken, umgestürzten Bäumen, Dorn-gesträupen und wundernden Jungbölzern, noch nicht von der Art der Forstkultur gelichtet, umgürtelt den eigentlichen „Hochwald“ mit seinen Buchen- und Edelbaumbeständen. Eine romantische Episode im „Epos des Waldes“ bilden der „Auwald“ im bunten Gemisch der Birken, Erlen und Fichten und die in muldenförmigen Einsenkungen der Hochebenen oder auf dem breiten Rücken der Wasserseiden liegenden Fitze und Moore. Auf den abgeschwundenen „Wirkenbergen“ des Auwaldes findet man die häuerlichen Wirtschaften und in den Thälern die Dörfer und Fabriken, Mühlen etc.

Der Bauer ist der eigentliche Waldbewohner. Der Baustil hier gleicht dem der Gebirge im allgemeinen: das aus Holzstämmen

gestrickte Haus mit dem flachen, weit vorspringenden, steinbeschwerten Schindeldache, mit Galerien und kleinen Fenstern, mehr oder minder reich mit Schnitzwerk und buntfarbigem Anstrich verziert. In Rücksicht auf die infolge der zerstreuten Wohnungen verlangte Sicherheit entstand der Gebirgsbau des Hofes: aus Wohnhaus, Stallungen, Scheunen und Schuppen mit Nebenhütten für Inwohner und Austräger umgeben von einer Felsmauer von 60—80 Tagwerk. Die Firsien der vier Hauptgebäude bilden ein den Hof mit seinen Brunnen abschließendes Rechteck. Das zweistöckige Wohnhaus eines solchen Hofes enthält die breite Flur (Flek) mit der Stiege die mit drei Fenstern versehene Stube, die Küche und Stuckkammer, das Schlafgemach des Bauern und mehrere kleinere Kammern für die Kinder, Mägde und Dirnen. Die Stuben sind mit Lehm betworfen und geweißt und nach ihrem Rangverhältnis mit Himmelbetten, Kommoden, reichgefüllten Leintwandschränken, Hängelassen und Truhen solid eingerichtet. An den Flügeln des Wohnhauses ist der Vieh- und Pferdebestall angebaut, in dem die Knechte schlafen. Die Räume über den Ställen sind Getreideböden. Das ist der Hof eines Großbauern.

Die Zunahme der Bevölkerung verkleinerte den Besitz. Aus dem ganzen Bauern wurde ein halber, aus dem halben ein viertels und aus diesem ein Häusler und Söldner. Der ganzen Höfe wurden immer weniger, der Söldnen aber immer mehr. Der Kleinhäusler deckt mit einem Dache seinen Reichtum an Kindern und seine Armut an Habe. Zwischen beiden Extremen bewegen sich die zwei- und dreistöckigen Gehöfte in buntester Abstufung des Besitzes. Die arbeitslosesten Hütten sind oft die schönsten. Jeder Bauer hat auch seine sogenannten „Inwohner“. Zwischen beiden besteht ein auch noch heute nicht wesentlich verändertes eigentümliches Verhältnis, das sich nach altem Herkommen als eine Art Lebensverband erhalten hat, wie ehemals zur Zeit der Vasallen, Dienstmannen, Pflichtigen und Hörigen. Der Inwohner ist nur ein euphemistischer Begriff des Leibeigenen, nicht rechtlos zwar, aber unfrei durch die Armut, aus deren beengender Fessel herauszukommen die Verhältnisse ihm nur in den seltensten Fällen gestatten. Gegen Ueberlassung einer elenden Holzhütte, für die ein Mietsbetrag zu entrichten ist, und einiger Tagewerke Wirkenberge muß der Inwohner zu jeder Zeit, wenn's dem Bauern beliebt, mit Weib und Kind landwirtschaftliche und anderweitige Arbeiten verrichten. Dafür erhält er Kost und einige Feinige Taglohn. Löst der Bauer den Vertrag, so kann der Inwohner sehen, wo er wieder als solcher ein Unterkommen findet.

Seine Hauptbeschäftigung sucht der Waldler als Holzfäller. Während dieser Zeit lebt er Tag und Nacht im Walde. Zu diesem Zwecke baut er sich in der Nähe der Holzhiebe an geschütztem Orte aus rohen Balken eine Hütte, die zugleich Küche, Speise-saal, Schlafgemach und Werkzeugkammer sein muß. Sie besteht in vier gestrickten Wänden aus aufeinander gelegten, an den Ver-rihungsflächen abgeplätteten Stämmen mit einem flachen Dach aus unbeschlagenen Hölzern, meistens mit Rinde, seltener mit Schindeln überdeckt, dazu mit Steinen beschwert. Im Innern ist ein Herd aus Steinplatten erbaut und an den langen Wänden sind Schlafbänke, mit Laub beschüttet, angebracht. Den Wandbesmuck bildet das an Pflöden aufgehängte Werkzeug, Haken, Pfannen und Kleider. Der Rauch sucht sich seinen Weg durch die Lutten des Daches oder durch die kleine den Eingang bildende Thür. Die Arbeit des Holz-fällens dauert den ganzen Sommer über bis in den Oktober hinein. Zu anderer Zeit wird sie nämlich durch den tiefen Schneefall im Walde, der in mittlerer Höhenlage 1—1½ Meter, in höherer bis 2½ Meter und darüber beträgt, unausführbar. Dann wird das Holz auch gleich geflasiert und möglichst an die Holzabfuhrwege gerückt. Diese Ziehwege für den Trans-port auf Handschlitten werden je nach dem Terrain in die Bergänge 1—1½ Meter breit abgegraben und mit rauhen Steinen ohne Mörtel gestützt und geböschet, oder durch Holz „be-schlachtet“. Sie erhalten eine Neigung gegen den Berg und sind zum Abfluß des Wassers mit Durchläßen und schräg über die Wegbahn besetzten Rundholzstücken („Wasserauszieher“) versehen. Ihr möglichst gleiches Gefäll beträgt gewöhnlich 6—10 Proz. Sobald hinreichender Schnee gefallen ist, eilen die Holz-zieher zu den Ziehwegen und ebnen mit darauf-geschäufeltem und festgestampftem Schnee die Bahn, zu welcher der Winter immer neu und zuletzt so freigebig den stöckigen „V'schutt“ liefert, daß sich die Holzzieher seiner mit Mühe erwehren müssen, damit die Bahn nicht vollständig im Schnee be-graben wird. Das an die Ziehwege gebrachte Holz wird zu ¼ bis 1½ Klafter der Quere nach auf die Schlitten gereißelt. Diese Schlitten bestehen aus Kufen von Hornholz mit Eisenschiennen be-schlagen und sind zum Sperren an beiden Seiten mit „Kräul“ (Strallen), abwärts gebogenen eisernen Griffen versehen, deren 1 bis 1½ Meter lange hölzerne Handheben aufwärts gegen die Aufshörner stehen. Der Führer tritt zwischen die Kufen und zieht den Schlitten, bis dieser vermöge seiner eignen Schwere so in Schuß kommt, daß er auf glatter Bahn mit Postzugsgefchwindigkeit dahinflaut. Der Begleiter lenkt das Gefährt mit den eisenschlagenen Schuhen von dem am vorderen Teil besetzten Sitzbrett und mäßigt dessen Schnelligkeit durch eine hinten mit Ketten besetzte, aus mehreren Scheitern (Drehlingen) bestehende Schlepplast. Um sich nicht gegen-seitig zu hindern, fahren die Holzknecchte gleichzeitig einer hinter dem andern ab und bringen ebenso die am Lagerplatz geleerten

Schlitten wieder den Berg hinauf. Solche Fahrten sind mit großen Gefahren verknüpft. Wie oft, wenn sich die Schlepplast ablöst, oder die Sperren brechen, wird nicht ein Zieher an den Baumstämmen zerhackt oder büßt sonstwie Gesundheit und Leben ein! Im Frühjahr, sobald die Wähe durch die Schneeschmelze anschwellen, beginnt der weitere Transport des Holzes, die „Trift“. Diese mitunter großartigen Triftanstalten (bei Fürsteneck, Hals u. a.) sind gleich den Wegbauten eine Errungenschaft der rationalen Forstkultur. Die erste Triftlauf wurde 1819 erbaut. Alle bedeutenderen Wähe sind durch Klauen, Sperren und Schwellwerke triftbar gemacht und zu einem großen den ganzen Wald durchziehenden Wassertransportnetz vereinigt, dessen Hauptstrahlen der Regen und die Flz bilden.

Der Holzreichtum des Bayerischen Waldes bestimmte den Industriecharakter; die Verarbeitung der Hölzer hingegen, vielmehr die Anregung dazu, kam von Siebenbürgen. Die Vorführung dieser gesamten Industrie bildete auf der letzten bayerischen Landesausstellung zu Nürnberg (1896) eins der interessantesten und lehrreichsten Kapitel. Kaum ein „Waldbler“, der nicht sein Teil Hausfleiß auf die Herstellung von allerlei Gebrauchsgegenständen verwendet. Seit Jahren nun konzentrierte sich die Holzindustrie in zahlreichen Klein- und Großfabrikbetrieben des Waldes. Da sind Jaloufies, Stab- und Fournierfabriken, solche für Holzschuhe, St- und Tranchierteller, für Schnees- und Getreideschaukeln, für Holzspunde, Klübel, Schneeschuhe (Sti), Spulen, Pinselstiele, Mundstäbe, Meßger, und Bädermulden, Radfelgen, Kummerte für Döfen und Pferde, Mund- und tonische Stäbe aus Buchenholz zur Anfertigung von Stühlen usw., Siebzangen, Versandkisten, Zündholzfabriken und solche Betriebe, die die Herstellung von allerlei Adergeräten, oder von Fußbodenbelägen, Decken- und Wandvertäfelungen aus Buchenloppholz betreiben. Wieder andere befaßten sich ausschließlich mit der Anfertigung feiner Weidenfourniere zu Geigen, Decken, Resonanz- und Klavierhölzer, Gitarren- und Zithernböden usw. Ist doch gerade der Wald die eigentliche Heimat aller Instrumentenholzer. Die Fichte — Spitzfeichte genannt — giebt das beste Resonanzholz her. Um dieses ausfindig zu machen, klopften die Instrumentenbauer den Stamm mit einem Hammer. „Singt“ der Baum, so hat er das rechte Holz. Die bis 2 Meter langen „Blöcker“ wurden früher der Länge nach in „Museln“ gespalten. Die „Musel“ wurde alsdann in Bretchen verschiedener Bollstärke von der Peripherie gegen den Kern gespalten, so daß die Spaltfläche „nicht über die Jahre ging“, das heißt die Längsfasern nicht quer durchschnitten wurden. Heute wird der Blöck wegen Mangel an geradem und spaltbarem Material auf der Säge geschnitten, wodurch aber die Resonanz verringert wird. Um diesem Nachteil einigermaßen zu begegnen, werden die gesägten Bretchen nummeriert, damit sie vom Instrumentenmacher nach der Lage, wie sie von Natur gewachsen sind, wieder aneinandergefügt werden können.

Den Großbetrieb im Bayerischen Walde vollenden die Glashütten, die in ziemlicher Anzahl vorhanden sind und Tausende von Arbeitern beschäftigen. Neben all dem steht die Feinindustrie in hoher Blüte. Sie liegt zum größten Teil noch in den Händen der gesamten Waldbewohner und gedeiht in den Häusern. Endlich möchte ich auch noch der Schwammwaren-Fabrikation erwähnen. Aus den auf den Buchenstämmen schmarozenden Schwämmen werden allerhand Kleidungsstücke verfertigt. Auch dieser eigenartige Industriezweig, der nun zwar mehr und mehr zurückgegangen ist, weil durch die Abholzung die Schwamm-erzeugung vermindert wird, ist von Siebenbürgen herübergekommen. Der Prozeß der Zubereitung des Schwammes gestaltet sich folgendermaßen: Nachdem dessen äußere Rinde abgeschält ist, wird er zum Weichen in Wasser gelegt und dann mit dem Hammer ausgeklopft. Danach kommt er wieder drei bis vier Wochen lang in Wasser und wird nun durch Klopfen weich gemacht. Die Verfertigung von Mützen geschieht in der Weise, daß man einen Schwamm über eine nach Belieben zu verengende oder zu erweiternde Form treibt. Außer Mützen werden auch Westen gemacht. Man rühmt ihre gesundheitliche Wirkung und Dauerhaftigkeit. Die früher allerwärts gebräuchlichen Feuerschwämme wurden ebenfalls aus jenen Buchenschwämmen hergestellt. Daß auch der „Schmalzer“ oder „Brasil“-Schnupftabak ein waldblerisches Produkt ist, sei nebenbei erwähnt.

Ein eignes Volk sind diese „Waldbler“: gleichmütig, abgeschloffen wie ihre Tannenheimat, in der sie aufwachsen, leben und sterben, ohne mit der Außenwelt viel in Berührung gekommen zu sein. Die bisherige Abgeschlossenheit brachte es mit sich, daß bei ihnen alte Sitten und Gebräuche, sowie Natürliebeit des Bewens, neben froher, wenn auch dem Fremden gegenüber etwas wortlanger lauernder Simmesart bis auf den heutigen Tag erhalten blieben. Lust am Gesange, die Improvisationsgabe für wigig lede Schnadahüpfn und „Trutzfangln“, Freude am Tanz und Spiel teilen sie übrigens mit den Hochlandsbayern. Die Zither aus dem helltönenden Holze der „Spitzfeichte“ ist das Haus-Musikinstrument jedes Walblers. Der Schrott- oder Schreitertanz nebst andren originellen Tänzen bildet ihre Specialität — das Klauen zuweilen nicht minder. Die „Nationaltracht“ wird noch getragen, obwohl auch auf diesem Gebiet Mode und Zeit manches geändert haben. Die Mode schnitt dem Waldbler die Haare vom Nacken und Schöpfe vom ehemals langgetragenen dunkelblauen Tuchrock, der zum „Janter“ oder „Spenser“ mit blanken Silber- oder gewöhnlichen

Metallknöpfen wurde. Die leberne Kniehose verlängerte sich zum Pantalon. Damit waren die blauen Strümpfe mit ihren zierlichen Zwickeln beseitigt und Schnürschuhe und blank gewichste Schaftstiefel traten an ihre Stelle. Auch der schwarze, breitkrämpige Hut mit niederm „Gupf“ und Schnallenband veränderte sich. Der „Gupf“ wurde höher und in das Band steckte man künstliche Blumen von Silberdraht und Plitter. Nur das silberne „Vestied“ in der Seitentafel der Hose und die silberne Uhr mit dito Kette im Brustflak sind unverändert geblieben.

Die weibliche Tracht hat sich weniger gewandelt. Sie besteht im wesentlichen aus einem faltenreichen dunklen, nicht zu kurzen Rock von Zwirnzeug oder Wolstoff, nebst blauer oder schwarzer Schürze, einem schwarzseidenen, mit Goldborten reich verzierten Nieder und dem Halsstuch aus dunkelfarbigen Madras oder Seiden. Ernst Krowski.

## Kleines feuilleton.

— In Wassersnot. Aus der Feder eines Lehrers veröffentlicht die „Breslauer Morgenzeitung“ folgende Schilderung der schlesischen Schreckenstage: „Als ich am 13. d. M. von einer Konferenzreise abends nach Hause kam, fand ich mein stilles Dorf in fieberhafter Aufregung. Zwar hatte ja die Zeitung schon Berichte über kolossales Steigen der Oder gebracht, aber daß das Unglück hier so schnell hereinbrechen würde, hatte niemand erwartet. Nun war das Wasser den ganzen Nachmittag in rapider Weise gewachsen, und es mußte zunächst an die Rettung des Viehs gedacht werden. Die ganze Nacht zum Dienstag machte niemand ein Auge zu. Jetzt konnte man einmal sehen, wieviel Vieh es in einem solchen Dorfe giebt. Himmel, was für eine Menge von Tieren ist hier vorbeigeführt und -gefahren worden. Das Brüllen der Rinder, das Schreien der Schweine, das Medern der Ziegen, das Schnattern der Gänse, das Weihen der Pferde, die antreibenden Worte der Männer, das Weinen der Frauen und Kinder, es giebt zusammen einen geradezu nervenzerreißenden Lärm. Die Hühner werden schnell in Säcke gesteckt, immer hinein, solange noch Platz ist. Die Tiere protestieren zwar mit vielem Geschrei gegen eine derartige ungewohnte Behandlung, aber der Sack wird zugebunden und auf Wagen oder Schiebkarre gemorfen. Um das Chaos vollständig zu machen, hellen sämtliche 60 bis 70 Hunde des Dorfes mit volligster Aufbietung aller Lungenkraft. Wagen auf Wagen rast vorbei nach der hinter dem Dorfe gelegenen Sandgrube, um schwer beladen zum Dämme zu fahren, wo Männer aus der ganzen Umgegend rastlos thätig sind, den Sand in Säcke zu schütten und diese hinter- und nebeneinander aufzustapeln. Andre Wagen bringen Steine, Bretter, Balken, Dünger.“

Sobald das Vieh nach den höher gelegenen Dörfern gebracht worden ist, geht man an die Rettung der Möbel. Frauen und Kinder tragen Stück für Stück auf den Boden, und man sieht schwache Weiber Kräfte entwickeln, die man ihnen nie zugetraut hätte. Woher soll ich Leute nehmen, die mir helfen, meine Möbel zu bergen? Alle Männer arbeiten auf dem Damm, und wer noch in den Häusern ist, hat mit sich zu thun. Für Geld und gute Worte bekomme ich endlich vier Männer, die mir helfen, das Piano auf die Schulbänke zu legen; nachdem sie das gethan und ihre Mark in Empfang genommen, sind sie fort. Nun stehe ich mit meiner Frau und unsren zwei kleinen Kindern da, das Mädchen trägt kleinere Gegenstände, Geschirr usw. auf den Boden; es vergißt auch nicht, sein Spielzeug zu retten. Meine Frau und ich schleppen, was wir fortbringen können, hinauf. Aber die großen Möbelstücke, Schreibtisch, Sühränke, Diban usw. sind zu schwer; auch ist die Bodentreppe viel zu schmal und winkelig gebaut, als daß man die großen Möbel hinaustragen könnte. . . .

Jetzt fangen wir die Hühner und bringen sie auf den Wäscheboden; wir geben ihnen Körner auf längere Zeit und stellen mehrere Schüsseln voll Wasser hin. Nun tragen wir die Bieneutöde in die Stube und stellen sie auf Schemel und Stühle. Das Sopha wird auf den Tisch gestellt, das Vertikow auf den Diban gelegt. Alles geht in größter Eile, denn schon bringen einzelne die Kunde ins Dorf, das Wasser laufe über den Damm. Schnell etwas Wäsche und Kleider in den Koffer gepackt, und nun Abschied genommen von Weib und Kind. Sie machen sich auf den Weg zur Eisenbahnstation, um zu den Großeltern zu fahren. Ich bleibe hier, um das meinige vor den Hochwasserpiraten zu schützen, die in Röhren auf Diebstahl ausgehen. Schnell noch ein paar Brote, etwas Butter und einige Krüge Trinkwasser geholt, und nun komme, was nicht zu verhindern ist. Der Deichhauptmann, hoch zu Ross, sprengt vorbei und erklärt, daß für das Geschick derer, die freiwillig in ihren Häusern zurückbleiben, keine Bürgschaft übernommen werde. Nun kommt der traurige Zug der Heimatlosen vorbei; schluchzend, mit thranenden Augen eilen sie auf den rettenden Hügel hinter dem Dorfe. Es ist ein herzzerreißender Anblick; wohl dem, der das nie zu sehen braucht!

Jetzt schießt das Wasser über den Damm; wie hungrige Wölfe stürzen sich die tosenden Fluten hinein in die lachenden Gefilde, hinein in die herrlichen Getreidefelder. Schon sind Kartoffeln und Rüben bedeckt; nun kommt das Wasser auf die Straße. . . .

Das Wasser steigt immer höher; es leckt, als hätte es Hunger, an den steinernen Stufen vor der Haustür. Auf einmal giebt es einen fürchterlichen Knall, der Damm ist gerissen; gurgelnd, tosend, brausend stürzt die entseesselte Masse ins Dorf herein. Schon dringt es in die Stuben, jetzt steigt es an den Möbeln in die Höhe. Jetzt steigt es  $\frac{1}{2}$  Meter hoch und noch immer des Steigens kein Ende. Es läuft in die Fluglöcher der Bienenwohnungen; sie sind gefangen. Auch ich bin eingeperrt; das Dorf hat, es ist fast nicht zu glauben, keinen Kahn. Die Verbindung mit der Welt ist aufgehoben. Ich gebe in die Oberstufe und überlasse mich meinen trübten Gedanken. „Wenn es,“ sage ich mir, „auf afrikanische Eisenbahnen, auf Kanonen und Schiffe und auf noch so viel andres langt, warum baut der Staat da nicht viel höhere und breitere Dämme? Wie soll ein Dämmlein, wie wir es haben, uns vor solchen Wassermassen schützen? Hat man dazu wirklich kein Geld? Warum besteht keine telephonische oder telegraphische Verbindung eines so gefährdeten Dorfes mit fluschaufwärts gelegenen Orten? Warum werden nicht schon mehrere Tage vorher Sandsäcke, Steine usw. an die bedrohtesten Stellen geschafft? Warum ist kein Kahn da, während so viele Panzerschiffe auf dem Ocean schwimmen? Warum werden wir, die wir doch auch unsere Steuern zahlen, nicht vor solchem Unglück geschützt? Warum wird das Dorf nicht bei Tag und Nacht behördlich abpatrouilliert, damit Diebereien unmöglich sind?“ Dieses und manches andre wirbelt mir durch den Kopf. Kein Schlaf, kein Hunger, kein Durst stellt sich ein. Langsam vergeht die endlos scheinende Nacht. Das Wasser steigt nicht mehr; ruhig und still fließt es durch die Gegend. Welche erdrückende Stille! Kein Hund bellt, keine Kuh brüllt, kein Mensch spricht. Silber scheint der Mond auf das Gewässer. Ich nehme Papier und Bleistift (die Tintenflasche liegt im Wasser) und schreibe diese Zeilen. Ringsum das Schweigen des Grabes, nur das Wasser gurgelt zuweilen; hin und wieder fällt ein Apfel oder eine Pflaume klatschend hinein. Dort schwimmt eine Wasserratte, hier kämpft ein Mäuschen den Todeskampf. Möven fliegen schreiend über die Fläche. Rings Wasser, aus dem Häuser, Bäume und Telegraphenitangen ragen. Ein Stück im Dorfe stürzt krachend ein Haus zusammen.

Endlich wird es Tag. Nach ein paar Stunden verflücht freudiges Hurra da drüben, daß die erfahnten Kähne aus der Kreisstadt angekommen sind. Bald haben die ersten Leute; ich stecke meine Driese mit Nadeln an eine lange Stange und reiche sie über den mehr als mannehohen Drahtzaun, mit dem die Wasseroberfläche abschneidet, in den Kahn hinüber. Jetzt zünde ich mir eine Cigarre an und sehe vom Fenster, das noch wenige Centimeter über Wasser liegt, in die Flut. Hier versuchen Käfer, sich auf ein schwimmendes Brettchen zu retten, dort sitzt ein junges Notschwänzchen auf einer treibenden Stange, hier schwimmt ein Sdramt, dort ein Wagen, hier eine Wurfmaschine, dort ein hölzerner Schweinefall. Hunderte von Stubilmetern Brenn- und Bauholz sind verschwunden.

Das Wasser fällt! Nach ein paar Tagen wird man den Schaden überblicken können. Vernichtete Ernte, baufällige Häuser, die Stuben voll Sand und dumpfigem Gestank, beschädigte Möbel usw. Wohl dem, der nicht am Wasser wohnt!

### Medizinisches.

ss. Erkrankungen der Fingernägel. Ueber einige besondere Nagelkrankheiten hat Dr. Levisseur in der „Allg. Wiener medizinischen Zeitung“ ausführlich berichtet. Die Nägel haben sogar ihre besonderen ansteckenden Krankheiten, die zwar nicht durch Bakterien, aber durch Pilze hervorgerufen und vermittelnd am häufigsten von der Klage und dem Hunde auf den Menschen übertragen werden. Junge Leute sind gegen solche Erkrankungen, die ausschließlich an den Fingernägeln vorzukommen scheinen, eher gesichert, da erst die mit höherem Alter von selbst eintretenden Veränderungen der Nägel ihre Anfälligkeit gegenüber dem Pilz hervorbringen. Die Pilzkrankheit der Nägel ist nicht unheilbar, verläuft aber, wenn sie nicht sorgfältig behandelt wird, sehr langsam und kann sich bis zu acht Jahren hinziehen. Die Leidenden müssen während dieser Zeit mit allen Eingriffen, die sie aus Schönheitsrückichten an ihren Nägeln vornehmen möchten, äußerst vorsichtig sein, um die Krankheit nicht noch länger hinzuhalten und auch auf den neugebildeten Nagel zu übertragen. Dr. Levisseur spricht noch ausführlich von einer Nagelkrankheit, die mit dieser durch einen Pilz vermittelten oft verwechselt zu werden scheint, während sich letztere durch hellrote Punkte innerhalb des sogenannten Mondchens ankündigt, entstehen dort nur kleine Vertiefungen von höchstens der Größe eines Stecknadelkopfes, und noch früher verrät sich die Erkrankung des Nagels durch den Verlust seines Glanzes. Zahlreich und häufig sind ferner die Entstellungen der Nägel, die infolge von Verwundungen mit gewissen Stoffen entstehen. Wenn die Hand nächst der Gesamtheit des Gesichts immer als derjenige Körperteil gegolten hat, von dessen Ausdruck man die sichersten Schlüsse auf die Berufstätigkeit einer Person ziehen kann, so spielen die Nägel in der Bestätigung dieser Thatsache eine hervorragende Rolle. Leicht erklärlich sind die Veränderungen der Nägel bei gewohnheitsmäßiger Hantierung mit Chemikalien. Namentlich Arsenik kann sehr schwere geschwürartige Nagelkrankheiten erzeugen. Als eigentliche Berufsleiden sind Krankheiten bei Arbeitern festzustellen, die in Farbwerken mit Pariser Grün zu thun haben oder mit dem Färben von Pelzen beschäftigt sind. Die Pelzfärber haben meist schwarze überentwidelte Nägel von glasartiger Härte, die außerdem

oft von schmerzhaften Wucherungen heimgesucht werden. In Deutschland ist mit Rücksicht darauf die Benutzung gewisser Farbstoffe in Pelzfabriken gesetzlich verboten. Wahrscheinlich ist die Phrogallussäure den Nägeln vorzugsweise schädlich. Man darf bei den Erkrankungen der Nägel auch eine nicht außer acht lassen, die unzweifelhaft die häufigste ist, aber auch am leichtesten zu vermeiden wäre. Die gelehrten Aerzte nennen sie Morsura unguium, eine lateinische Uebersetzung dessen, was ganz gewöhnlich als Nagellauen bezeichnet wird. Diese Art kommt bekanntlich nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen vor. Die eigentliche Veranlassung bildet vermutlich eine krankhafte Empfindlichkeit in den Fingerspitzen. Ähnliche Verlegungen der Nägel, wie sie durch das Abbeissen entstehen, finden sich übrigens auch bei Leuten, die mit dem Sortieren von Zeitungen beschäftigt sind, indem die scharfen Papierränder, wenn sie unter die Nagelplatten geraten, mit der Zeit zu starken Verunstaltungen führen und sogar die Brauchbarkeit der Finger in gewissem Grade beeinträchtigen können. Bei andren Berufen kommt es zu einer übermäßigen Entwicklung der Nägel, so bei den Cigarrenarbeitern an denen des Daumens. Hier vergrößert sich nicht nur die Platte des Nagels, sondern es entsteht auch in der Mitte unter dem freien Rand zuweilen eine Art von Höcker oder Sporn, der eine Verstärkung des Nagels bedeutet und ihn für das Auszerren der Tabakblätter besonders geeignet macht. Bekannt ist ferner die als Löffelnagel bezeichnete Krankheit, bei der sich etwa in der Mitte der Nagelplatte ein quergestellter Wulst bildet. Der Nagelschwund endlich ist ein Leiden, das wahrscheinlich mit andren Krankheiten in Beziehung steht und mannigfaltige Ursachen haben kann. —

### Aus dem Tierleben.

b. Irrtümer bei Vienen. Schon vor einigen Jahren hatte der Genter Professor Plateau darauf aufmerksam gemacht, daß Vienen der Gattung Anthidium sich beim Besuch der Blüten außerordentlich häufig versehen, indem sie geschlossene Knospen und ganz vertvelte Blüten, sowie kurz vorher ausgeraubte Blüten zu wiederholten Malen besuchten und ihren Irrtum erst bemerkten, nachdem sie den für sie wertlosen Gegenstand angefliegen hatten. Um die Berechtigung des Einwurfs, es handle sich hier um vereinzelt Befunde, zu prüfen, hat er nunmehr an 22 verschiedenen Tagen 382 Minuten lang, also etwa  $6\frac{1}{2}$  Stunden, im ganzen 107 Vienen beobachtet, und zwar 46 Exemplare der Honigbiene, 39 der Gartenhummel, 16 andre Hummeln und 6 andre Arten. Die Honigbienen irrten sich in dieser Zeit 87mal, die Gartenhummeln 60mal, die andren Hummeln 31mal und die 6 andren Vienen je einmal. Es kamen also ganz allgemein ein bis zwei Irrtümer auf jede Biene, gleichgültig, welcher Art sie angehörte, und zwar in einer durchschnittlichen Zeit von  $3\frac{1}{2}$  bis 4 Minuten. Die Irrtümer bestanden wie früher darin, daß die Insekten sich auf Knospen, Früchte, vertvelte oder soeben erst ausgebeutete Blüten setzten, um ihnen Nahrung zu entnehmen. Plateau schließt aus seinen Versuchen, daß das Sehvermögen der Vienen nicht solche Schärfe hat, wie man meist annimmt und daß es mit dem der Menschen keineswegs verglichen werden kann. —

### Humoristisches.

— Die junge Mutter. „Du scheinst eine sehr zärtliche Mutter zu sein, liebe Rosa! Immer trägt Du Dein Kindchen auf dem Arm!“

„Ach, liebe Marie, es steht mir ja auch so gut!“ —

— Verschnappt. Fremder: Warum ist denn das Parterrefenster so dicht verhangen; ist jemand krank bei Ihnen?

Schlächtermeister: Bewahre, das ist ja die... Wurstküch'!

— Die junge Hausfrau. „Ich hab' meiner Frau neuerdings ein illustriertes Kochbuch gekauft.“

„Da sind Sie wohl nun zufrieden?“

„Nein, jetzt bringt sie gekochte Wilderrästel auf den Tisch!“ —

(„Lustige Blätter.“)

### Notizen.

— „Lucifer“, eine Tragödie des Italiens C. A. Butti ist in der deutschen Bearbeitung Otto Erich Hartlebens für das Berliner Theater erworben worden. —

— Das neue Theater in Bern ist fertig. Es hat drei große Galerien und wird 1050 Personen fassen können. —

— Das Berliner Schauspielhaus wird im Winter den ganzen „Faust“ an zwei aufeinander folgenden Abenden zur Darstellng bringen. —

— Akademien für praktische Medizin, die zur praktischen Ausbildung junger Aerzte dienen sollen, werden von der preussischen Regierung geplant. Solche Anstalten sollen in Düsseldorf, Frankfurt a. M., Breslau, Magdeburg oder Halle und in Berlin errichtet werden. —

— Die seit längerer Zeit vom österreichischen Kaiser bei Weiskirchen in Ober-Oesterreich ausgeführten Tiefbohrungen, die bereits bis zu einer Tiefe von über 1200 Meter geführt waren, sind wegen ihrer Ergebnislosigkeit eingestellt worden. Wenn wir uns recht erinnern, handelte es sich um Bohrungen auf Erdöl. —